

Vergangenheit fühlen, Geschichte lernen:

Herausforderungen der Jugendarbeit in Synagogengedenkstätten am Beispiel der Alten Synagoge Hechingen¹

Guten Abend,

mein Name ist Eva-Maria Walther, ich studiere Empirische Kulturwissenschaft am Ludwig-Uhland-Institut und ich habe die ehrenvolle Aufgabe, Ihnen heute Abend einen kleinen Einblick in die Arbeit an einer Gedenkstätte zu geben. Ich bin seit ungefähr einem Jahr an der Synagoge in Hechingen tätig, vor allem in der Arbeit mit Schulklassen und jungen Erwachsenen. Folglich bin ich auch noch recht neu in der „Branche“ und gebe ihnen heute Abend einen Einblick in die Thematik, so wie ich sie bisher kennen gelernt habe und erlebe. Dabei werde ich immer wieder meine eigenen Erfahrungen einstreuen.

Die Arbeit an einer Synagogengedenkstätte ist eine überraschend vielfältige Tätigkeit, die mich persönlich immer wieder vor unerwartete Aufgaben stellt. Zu Beginn ein kleines **Szenario**: Stellen sie sich vor, sie stehen in der altherwürdigen Hechinger Synagoge, vor ihnen sitzen ca. 30 Grundschüler zwischen 10 und 11 Jahren. Ein Mädchen meldet sich und fragt: „Was ist eigentlich Beschneidung“? Sie blicken etwas irritiert im Raum herum; sehen in die vor Schreck geweiteten Augen der Klassenlehrerin, hören, wie nach und nach alle aufgeregt zu tuscheln beginnen. Diese Situation zeigt schon ganz gut, welche Herausforderungen die Gedenkstättenarbeit in sich trägt: Man muss einen angemessenen Umgang mit diesem besonderen Ort finden. Und man muss den Besuchern einen Zugang zu einer Welt vermitteln, die ihnen doch sehr fremd ist. Zu einer anderen Religion und zu einer anderen Zeit, denn die Ereignisse, um die es geht, liegen mittlerweile mindestens 70 Jahre zurück.

Bevor ich Sie ein wenig in die Theorie der Gedenkstättenpädagogik einführe, würde ich Ihnen gerne die Gedenkstätte vorstellen, um die es heute Abend hauptsächlich geht: Die Alte Synagoge in Hechingen. Ich denke, diese Einrichtung ist in vielerlei Hinsicht charakteristisch für eine kleine Gedenkstätte mit explizit lokalem Bezug und eignet sich deshalb auch, um einige Aspekte exemplarisch darzustellen.

Die Hechinger Synagoge wurde 1767 erbaut, zuvor hatte an gleicher Stelle schon eine kleinere Synagoge gestanden. Die neoklassizistische Fassade stammt aus den Jahren 1850-52, in denen die Synagoge renoviert und umfassend erweitert wurde. Die Geschichte der Juden in Hechingen reicht

¹ Der Vortrag wurde im Rahmen der Reihe „Jüdische Studien“ am 1.7.2015 am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft gehalten.

aber noch viel weiter in die Vergangenheit zurück: Die erste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahr **1435**. Die Fürsten von Hohenzollern erlaubten Juden, gegen Zahlung von Schutzzöllen, sich auf ihrem Hoheitsgebiet nieder zu lassen. Die Geschichte der ersten jüdischen Gemeinde endete schon **1576**, als Fürst Eitelfriedrich I seinen Untertanen Kauf- und Handelsgeschäfte mit Juden untersagte und ihnen dadurch die Lebensgrundlage entzog. Im Jahr **1634** etablierte sich eine neue jüdische Gemeinde, die schnell wuchs und das Gesicht der Stadt über Jahrhunderte mitprägte. Auch zahlenmäßig war der Anteil jüdischer Einwohner Hechingsens nicht unbedeutend. Der Höhepunkt war **1842** erreicht: 804 Einwohner Hechingsens, das entspricht einem viertel der Bevölkerung, waren zu diesem Zeitpunkt jüdisch. Im Gegensatz zu den umliegenden Judendörfern, mit denen wir uns im Rahmen dieser Reihe auch schon befasst haben, war die jüdische Gemeinde in Hechingen seit dem 19. Jahrhundert eher urban geprägt. Das geht unter anderem auf den Rabbiner Dr. Samuel Meyer zurück, der die religiöse Ausrichtung der Gemeinde in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts dem Reformjudentum annäherte. Dafür erntete er damals von den sogenannten „Toratreuen“ der Gemeinde noch Kritik. Zur Jahrhundertwende hatte sich das Bild schon geändert: Der religiöse Indifferentismus war zur stärksten Strömung geworden. Nur noch der Vorsteher der Gemeinde war strenggläubig. Für den Rest der Gemeinde war die Religion zur Formsache geworden. Die meisten identifizierten sich eher mit dem deutschen Kaiserreich als mit der jüdischen Religionsgemeinschaft, viele gründeten Unternehmen mit zahlreichen nichtjüdischen Angestellten, wirkten in Vereinen und zogen in den 1. Weltkrieg. Natürlich verlief das Zusammenleben, wie überall in Deutschland, nie ganz konfliktfrei. Von der Skepsis bis zur offenen Feindschaft waren alle Einstellungen in der nichtjüdischen Bevölkerung vertreten. Das Erstarken des Nationalsozialismus potenzierte die Ressentiments gegenüber Juden. Am 11.9.1938 wurde die Synagoge von SA-Männern in zivil völlig verwüstet und die Inneneinrichtung ganz zerstört. Von den 106 jüdischen Menschen, die 1933 in Hechingen gelebt hatten, überlebten nur 50 den Holocaust. Nach Hechingen kehrte niemand zurück.

In den 1980er Jahren wurde die Synagoge von einem zu diesem Zwecke gegründeten Verein erworben und renoviert. Es gibt eine Ausstellung auf der ehemaligen Frauenempore, die über die Geschichte der Juden in Hechingen informiert. Etwa einmal monatlich finden Veranstaltungen in Form von Konzerten, Lesungen oder Vorträgen statt. Außerdem besuchen zahlreiche Schulklassen im Rahmen des Geschichts- oder Religionsunterrichtes die Synagoge.

Aus einem ehemals religiösen Ort ist eine Gedenkstätte geworden. Gedenkstätten, da wird niemand widersprechen, sind **besondere Orte**; diese Besonderheit, also ihr spezielles Wesen, das sie von anderen Orten, die man im Alltag aufsucht, unterscheidet, ist aber nicht so leicht in Worte zu fassen. Als „schwierige Orte“ werden sie in dem gleichnamigen Sammelband, der von Justus Ulbricht herausgegeben wurde, bezeichnet. Diese Schwierigkeit ist mindestens zweifach zu verstehen: Die grundsätzlich problematische Anlage von Gedenkstätten ist zunächst einmal durch ihre Geschichte gegeben. Sie sollen an Vorgänge erinnern, an die man sich nicht gerne erinnert und die man vielerorts

auch lange Zeit verdrängt hat. Zum anderen stellen sie sich auch in der Gegenwart als Problem dar, weil sie durch ihre spezifischen Merkmale einen besonderen Umgang erfordern. Dieser angemessene, reflektierte Umgang ist nicht immer einfach.

Ich hatte eingangs gesagt, dass die Alte Synagoge Hechingen in vielerlei Hinsicht exemplarisch für eine kleine Gedenkstätte ist. Das trifft schon auf die Umstände ihrer Entstehung zu. In den 1980er und 90er Jahren wurden überall im Land durch bürgerschaftliches Engagement kleine Gedenkstätten eingerichtet. Oft in ehrenamtlicher Arbeit wurden ehemalige KZs und Synagogen vor dem vollständigen Verfall bewahrt und in Orte verwandelt, die für die Öffentlichkeit zugänglich sind und besichtigt werden können. Plötzlich war es nicht mehr verpönt, sondern angesehen und verdienstvoll, sich mit den dunklen Seiten der deutschen Geschichte zu beschäftigen. Das hat damals zu tun, dass sich damals die Vorstellung von der Notwendigkeit einer **Erinnerungskultur** durchsetzte. Bekanntermaßen standen in der Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus mehrere Jahrzehnte Schuldabwehr und Verdrängung im Vordergrund. Mit der Forderung nach einer Erinnerungskultur verbindet sich die Idee, dass eine vollständige Aufarbeitung einer schmerzvollen Vergangenheit sinnvoll ist. Einerseits um der Opfer Willen, andererseits verbirgt sich dahinter auch der politisch motivierte Wunsch, Identität und Zusammenhalt der Nation zu stärken. Die Erinnerung an die Verbrechen in der Zeit des Nationalsozialismus, so denkt man seither, muss gestaltet und in gewissem Ausmaße auch von staatlicher Seite gesteuert werden. Zumindest muss ein grober Konsens darüber bestehen, was man mit dem Erinnern überhaupt erreichen will. Wie kann eine Erinnerungskultur an einem Ort, der eine dunkle Erinnerung in sich birgt, aussehen?

Meiner Auffassung nach bewegt sich die Gedenkstätte in dieser Hinsicht in mindestens zwei Spannungsfeldern:

Das erste Spannungsfeld ist das zwischen „**Wissen** und **Fühlen** von Geschichte“, wie es Wolfgang Kaschuba ausdrückt. Eine Gedenkstätte, so sagt schon der Name, ist ein Ort, an dem ein pietätsvolles Gedenken ermöglicht werden soll. Er soll Mitgefühl, Empathie mit den Opfern ermöglichen. Das perfide an der nationalsozialistischen „Endlösung“ war ja gerade, dass die Opfer nicht nur vernichtet, sondern jede Erinnerung an sie unwiederbringlich ausgelöscht werden sollte. Es ist gut, sich heute an die Opfer zu erinnern und ihren lange unterdrückten Stimmen Gehör zu verschaffen. Vielen überlebenden Angehörigen ist es auch wichtig, nach Spuren ihrer Vorfahren zu suchen und einen Ort anzutreffen, an dem in würdevoller Weise an sie erinnert wird. Den Schülern, die die Synagoge betreten, teilt sich die Atmosphäre des Ortes auch irgendwie automatisch mit. Auch wenn sie vor der Tür noch krakeelt haben, suchen sie sich ganz leise einen Platz, fragen, ob sie Fotos machen dürfen, und wenn mal ein Handy losgeht, dann ist das für den Besitzer eine sehr peinliche Situation. Dann haben Gedenkstätten aber auch immer den Anspruch, Geschichte zu dokumentieren und den Besucher zu belehren. Natürlich ist das Wissen um die Fakten genauso wichtig wie eine emotionale Sensibilität,

aber die beiden können sich auch gegenseitig behindern: Etwa wenn Trauer und Betroffenheit eine sachliche Auseinandersetzung mit dem Thema unmöglich machen.

Das zweite Spannungsfeld erstreckt sich zwischen der Gedenkstätte als **authentischem** und als **gemachtem** Ort. Einerseits verweisen die Gedenkstätten auf einen konkreten historischen Sachverhalt. Anders als etwa die zentralen Gedenkstätten wie das Holocaust-Mahnmal in Berlin ist bei den einzelnen Gedenkstätten noch eine Substanz vorhanden, die mit dem, woran erinnert werden soll, in unmittelbarer Verbindung steht. In Hechingen sieht man eben noch das Gebäude, das jahrhundertlang der jüdischen Gemeinde als Treffpunkt diente. Gerade die kleinen Gedenkstätten in den Städten und Dörfern können für sich beanspruchen, darauf hinzuweisen, dass die Verbrechen an Juden vor Ort geschahen, vor der eigenen Haustüre. Die Einwohner des jeweiligen Ortes waren beteiligt oder sahen zumindest zu. So wird deutlich, dass der Terror des Nationalsozialismus nicht als namenloses Grauen über das Deutschland hereinbrach, sondern im ganzen Land von unzähligen Akteuren mitgetragen wurde.

Andererseits ist der Begriff „**authentischer** Ort“ auch irreführend. Oft ist an den sogenannten authentischen Orten nicht mehr allzu viel zu sehen. Vieles ist unwiederbringlich verloren. Das trifft vor allem auf die KZ-Gedenkstätten zu: Die ursprünglichen Gebäude wurden teils dem Verfall preisgegeben, teils zerstört. Außerdem sind Gedenkstätten immer gestaltete Orte; indem man entscheidet, was man zeigt, lässt man fast immer zahlreiche andere Dinge weg. Die Art und Weise, wie die Orte von den Verantwortlichen ausgestattet werden, legt immer auch eine Version der Geschichte zumindest nahe. Die renovierte Hechinger Synagoge ist ein Abbild des Gebäudes, wie es vor seiner Zerstörung 1938 aussah. Man hätte sich auch für ein früheres Baustadium entscheiden können oder zeigen können, wie die Synagoge in verwüstetem Zustand aussah. Außerdem ist der heutige Zustand keine detailgetreue Rekonstruktion, sondern muss der neuen Funktion des Gebäudes als Veranstaltungsraum und Museum angepasst werden. Zuletzt ist die Bedeutung der Gedenkstätte auch anhängig vom Betrachter selbst. Jeder betritt mit eigenen Erfahrungen, eigenen Gefühlen und eigenem Vorwissen den „Lernort“ Gedenkstätte und wird folglich andere Aspekte wahrnehmen, bzw. übersehen und das Wahrgenommene auch eigene Weise in sein Individuelles Weltbild einordnen.

Diese **Kontingenz** ist unvermeidlich, sie kann allerdings bewusst thematisiert und die Pluralität der Zugänge bewusst gemacht werden. Das gilt natürlich auch für mich in der Rolle als Vermittlerin zwischen Besucher und Synagoge. Ich muss deutlich machen, dass ich selbst auch kein vollständiges Bild davon habe, wie es damals war, und dass der Standpunkt, zu dem ich gelangt bin, nur einer von vielen möglichen Standpunkten ist. Ich frage meine Klassen zum Beispiel immer, warum die SA-Leute die Synagoge in *zivil* verwüstet haben und nicht in Uniform. Oft höre ich die Antwort, „damit sie erkannt werden“. In den Büchern steht, dass die SA in zivil auftrat, damit es so aussieht, als hätte sich ganz spontan der Zorn normaler Bürger gegen die Juden entladen. Aber man kann im Nachhinein natürlich unmöglich feststellen, was jeder einzelne der Akteure in dieser Situation gedacht hat.

Vielleicht war der ein oder andere tatsächlich stolz darauf, bei der Aktion mitzuwirken, und ganz froh darüber, nicht in der Anonymität einer Uniform bleiben zu müssen. Die beiden Deutungen widersprechen sich nicht, aber sie zeigen, dass je nach Perspektive durchaus unterschiedliche Deutungen von einzelnen Ereignissen möglich sind.

Gedenkstätten sind also Orte, die den Besucher in *emotionaler* und gleichzeitig *kognitiver* Weise beanspruchen, sie verweisen auf *historische Tatsachen* und bieten gleichzeitig *unterschiedliche Perspektiven* auf ein und denselben Sachverhalt. Dies sind auch die Voraussetzungen für die **schulische Arbeit in Gedenkstätten**.

„Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung“, so lautet der Apell in Adornos Aufsatz „Erziehung nach Auschwitz“, dem vielfach zugestimmt wurde. Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, dem 2. Weltkrieg und der Shoa nimmt mittlerweile eine sehr wichtige Position in der klassischen Schulbildung ein. Dabei versteht sich von selbst, dass nicht nur historisches Wissen vermittelt werden soll. Das ist ein wichtiger Aspekt, die Beschäftigung sollte aber nicht an diesem Punkt enden.

Bert Pampel hat in einer Untersuchung aus dem Jahr 2007 mit dem Titel „Mit eigenen Augen sehen, wozu der Mensch fähig ist“ die Funktionen der Gedenkstättenarbeit unter 5 Aspekten zusammengefasst. Ich ergänze die Liste sooft ich kann mit meinen eigenen ersten Erfahrungen und Beobachtungen.

1. **Vermittlung von historischen Informationen und Anregung zur Auseinandersetzung mit der Geschichte.** Hierbei ist es wichtig, sich nicht auf die Zeit zwischen 33 und 45 zu beschränken, sondern sie in einen größeren zeitgeschichtlichen Zusammenhang zu bringen. Unter welchen gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Bedingungen konnte die nationalsozialistische Ideologie so erfolgreich werden? Natürlich war die Nazizeit in Deutschland ein singuläres Phänomen, es ist jedoch wichtig, darauf hinzuweisen, dass sie nicht ein Schrecken war, der aus dem nichts kam und ebenso schnell wieder verschwand, sondern dass durchaus langfristige Entwicklungen hier kumulierten. Aus demselben Grund ist es angeraten, sich nicht nur auf die großen Persönlichkeiten zu konzentrieren, sondern immer wieder in den Blick zu nehmen, wie die Allgemeinheit, die Normalbürger dachten, wie sie geprägt waren. Wenn ich Schüler frage, warum die Hechinger ihren jüdischen Nachbarn nicht geholfen haben, kommt immer zuerst die Antwort „Weil sie Angst hatten“ oder „Weil sie sonst erschossen worden wären“. Dass viele auch keinerlei Anteil am Schicksal der Juden nahmen oder selbst der antisemitischen Ideologie zustimmten, darf aber nicht in den Hintergrund geraten. Es handelt sich dabei um eine typische Täter-Apologie.
2. **Empathie für Opfer wecken.** Hier kann auch die Auseinandersetzung mit der Religion gute Dienste leisten. Es überrascht mich immer wieder, wie fremd die jüdische Religion den Schülern

vorkommt. Bei genauerer Betrachtung ist es aber gar nicht so erstaunlich, da die allerwenigsten in ihrem alltäglichen Leben mit religiösen Juden in Berührung kommen. Und die Juden, die in den Medien deutlich erkennbar als solche auftreten, gehören meist zu einer ganz bestimmten Gruppe. „Die tragen immer so Hüte“ oder „Die haben so komische Haare“ sind schon mal die ersten Assoziationen, die den Schülern einfallen. Da muss man erst mal klarstellen, dass „Judentum“ weder mit „Israel“ noch mit „Orthodoxie“ gleichzusetzen ist. Wenn die Schüler erfahren, dass sich die meisten Juden in Hechingen eher von ihrer Religion entfernt hatten und nur noch zu hohen Feiertagen und Hochzeiten etc. in die Synagoge gingen, erleichtert das die Empathie, denn viele Schüler haben heute eine recht ähnliche Stellung zu ihrer Religion.

3. **Nachdenken über die Gegenwart anregen und für Gefährdungen der Menschenrechte sensibilisieren.** Auffällig hierbei ist, dass es sehr große Unterschiede gibt, wie selbstverständlich die jungen Menschen die Schlussfolgerung aus der Geschichte ziehen – nach dem Motto „Es gibt auch heute noch Feindlichkeit gegenüber Andersartigen, dem muss man sich entgegenstellen“ Auf die Frage „Glaubt ihr, dass so etwas heute wieder passieren kann?“ habe ich schon alles gehört von „Nein, so was ist heute überhaupt nicht mehr möglich“ bis hin zu „Ja, es passiert ja quasi schon“. Ich möchte jetzt nicht anfangen, da irgendwelche Kategorien zu entwickeln, aber eine Beobachtung, die ich gemacht habe, ist schon, dass gerade letztere Antwort manchmal etwas zu automatisch und auswendig gelernt rüber kommt. Es handelt sich anscheinend schon um eine standardisierte Aussage, die überhaupt nicht mehr hinterfragt wird. Ob sie verstanden wird, lässt sich schwer nachprüfen. Besonders bei Gymnasialklassen habe ich diesen Eindruck. Eine Möglichkeit, damit umzugehen, ist, es nicht bei dieser Formel „Wir müssen dafür sorgen, dass es nie mehr geschieht“, zu belassen. Der Gegenwartsbezug muss schon etwas konkreter werden. Man könnte sich beispielsweise mit Fragen beschäftigen wie: Welche aktuelle Nachrichtenmeldung steht in Bezug zu gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit, wie kann man sich verhalten, wenn man Zeuge rassistischer Aktionen wird, welche Möglichkeiten zur politischen Partizipation gibt es, etc.
4. **Demokratische Einstellungen und Kompetenzen fördern – Handeln beeinflussen.** Dies lässt sich natürlich im Rahmen von einem Gedenkstättenbesuch, der 1-2 Stunden dauert, natürlich sehr schwer erreichen. Dazu ist dann die schulische Projektarbeit, Workshops, mehrtägige Gedenkstättenfahrten etc. nötig.

5. Selbstreflektion anregen.

Das übergeordnete Ziel von Gedenkstättenpädagogik ist somit schon, eine Meinungsbildung anzuregen und auch gesellschaftliches Verhalten zu ändern. Das ist natürlich ein sehr hoher Anspruch, er erwächst aber aus dem Wesen von Gedenkstätten: Diese unterscheiden sich nämlich von Museen, in denen man die Vergangenheit von außen betrachtet und keine Verbindung zum eigenen Leben

herstellen muss. Es gibt nicht allzu viel Forschung zur Wirkung von Gedenkstättenbesuchen auf Jugendliche, aber diejenigen Forscher, die sich damit befassen, kommen immer wieder zu eher ernüchternden Ergebnissen. Jugendliche, die eine Gedenkstätte besucht haben, schneiden schon kurze Zeit nach dem Besuch nicht sehr viel anders ab als eine Vergleichsgruppe, und zwar weder, was das sachliche Wissen angeht, noch in ihrer Sensibilität für aktuelle Ereignisse.

Dieser Befund ist natürlich sehr ernst zu nehmen. Ich habe auch keine Patentlösung, wie mit dieser Frage umgegangen werden muss, finde aber, dass der „Beutelsbacher Konsens“ in dieser Beziehung hilfreich ist. In diesem Dokument wurden 1976 die theoretischen Grundlagen einer politischen Bildung in Deutschland formuliert, die den Schüler dazu befähigt, das politische und historische Wissen in sein eigenes Leben zu integrieren. Die Grundsätze sind seither für das ganze Programm der Bundeszentrale für politische Bildung verbindlich, lassen sich aber auch gut auf die Gedenkstättenarbeit übertragen. Diese sind:

1. **Überwältigungsverbot** – Es ist nicht zulässig, den Schüler zu überrumpeln oder, in welcher Form auch immer, zu manipulieren, vor allem nicht in emotionaler Hinsicht. Sonst implementiert man nur seine eigene Meinung und untergräbt den selbstständigen Meinungsbildungsprozess der Jugendlichen. Dieser Punkt ist wirklich zentral, und dennoch habe ich das Gefühl, dass ganz oft genau das Gegenteil praktiziert wird: Dass Jugendliche mit schockierenden Bildern und Tatsachen über den Massenmord an den europäischen Juden konfrontiert werden, erzeugt das natürlich erst mal eine Abwehrhaltung. Aber erstens nutzt sich diese mit der Zeit ab, und zweitens ist damit noch lange nicht gewährleistet, dass der Betreffende den Sachverhalt wirklich verstanden hat und daraus Schlüsse für sein eigenes Handeln zieht.

2. **Was in Wissenschaft und Politik kontrovers ist, muss auch im Unterricht kontrovers erscheinen.** Dem Schüler muss also die Möglichkeit gegeben werden, sich eine eigene Meinung zu bilden. Das braucht Zeit, auch zur Vor- und Nachbereitung des Besuches.

3. **Der Schüler muss in die Lage versetzt werden, eine politische Situation und seine eigene Interessenlage zu analysieren.** In diesem Kontext ist damit natürlich der klare Gegenwartsbezug der Gedenkstättenarbeit gemeint. Nur, wenn klar ist, was das alles mit meinem Leben zu tun hat, kann ich es auch ernst nehmen.

Alle oben genannten Punkte gelten für die Gedenkstättenarbeit ganz allgemein. Im letzten Teil meines Vortrages möchte ich nun darauf eingehen, welche Auswirkungen **aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen** auf die Gedenkstättenarbeit haben und wie man mit diesen neuen Herausforderungen möglicherweise umgehen kann.

Momentan wächst die dritte Nachkriegsgeneration auf. Die **Distanz** zu den Geschehnissen zwischen 1933 und 1945 ist mittlerweile sehr groß, und zwar nicht nur die zeitliche, sondern auch die

Erfahrungsdistanz. Junge Menschen wachsen heute in einer völlig anderen Umgebung auf, mit anderen Vorzeichen und anderen Sorgen. Es fällt also immer schwerer, einen Eindruck davon zu vermitteln, wie es war, zur Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland zu leben. Und nicht nur die Zeit des Nationalsozialismus ist den heutigen Jugendlichen sehr fremd. Auch die Formen der Erinnerung daran haben sich bereits vor 30 Jahren etabliert und sind für heutige Jugendliche nicht mehr ohne weiteres verständlich. Dazu zitiere ich Wolfgang Kaschuba: „Gerade für die Jüngeren wird die traditionelle symbolische Codierung des Zugangs zu dieser Memorialwelt von Faschismus und Krieg vielfach gar nicht mehr verständlich, weil deren Rituale und Reden, deren Melodien und Bilder in ihrer kulturellen Sprache und Formgestalt vielfach überholt erscheinen und unverstanden bleiben.“ Hinzu kommt, dass die Zahl derer, die aus eigenen Erinnerungen vom Leben unter dem Naziregime berichten können, stetig abnimmt. Die Arbeit mit Zeitzeugen, vor allem mit Holocaustüberlebenden, hat lange Zeit eine sehr wichtige Rolle in der Gedenkstättenarbeit gespielt. Jeder, der schon mal ein Gespräch mit einer Person führen durfte, die Ausgrenzung, Ausbeutung und Gewalt am eigenen Leib erfahren hat, wird bestätigen, dass das einen bleibenden Eindruck hinterlässt. Aber die Zeitzeugen werden immer älter, bald wird diese Quelle nicht mehr nutzbar sein. Kurzum, der Zugang zur Vergangenheit gestaltet sich immer schwieriger.

Dennoch – oder gerade deshalb – beobachten wir im vergangenen Jahrzehnt das Phänomen eines **„Overkill der Vergangenheit“**, um einen Begriff von Wolfgang Hardtwig zu verwenden. Ich höre sehr oft Sätze wie „Nicht schon wieder die Nazis“ oder „Das haben wir doch alles schon tausendmal gehört“. Aus meiner eigenen Schulzeit erinnere ich mich noch an den running Gag in Bezug auf die Literaturinterpretation: „Schreib einfach irgendwas mit Nationalsozialismus, das stimmt immer“. Die anhaltend hohe Präsenz des Themas in den Medien, in Hollywood-Blockbustern und im Geschichtsfernsehen à la Guido Knopp, führt dazu, dass meine Generation denkt, schon längst alles über den Holocaust und den Nazi-Terror zu wissen. Das ist aber nachweislich nicht der Fall. Meiner Meinung nach liegt das vor allem daran, dass das Thema auf derart ritualisierte Weise behandelt wird und die Botschaft „Nie wieder!“ so fokussiert wird, dass die fundierte Analyse der Geschehnisse in den Hintergrund gerät.

Eine wichtige Neuentwicklung ist natürlich der wachsende Anteil an Schülern mit **Migrationshintergrund** in den Schulklassen. Diese haben verständlicherweise einen ganz anderen Zugang zur deutschen Vergangenheit als deutsche Teenager. So können sich verschiedene Konstellationen ergeben. Eine häufig geäußerte Befürchtung ist, dass sich Migrantenkinder fragen, warum sie sich überhaupt mit dieser fremden Geschichte auseinander setzen sollen, und deshalb eine gleichgültige Haltung entwickeln. Das habe ich aber bisher noch nicht erlebt und halte es auch nicht für sehr wahrscheinlich, im Gegenteil: Ich habe eher die Erfahrung gemacht, dass das Interesse bei dieser Gruppe besonders hoch ist. Öfter kommt es vor, dass sich die Schüler mit Migrationshintergrund in besonderem Maße mit den jüdischen Opfern identifizieren. Sie fühlen sich

ihnen automatisch verbunden, weil sie ebenfalls einer in religiöser oder anderer Hinsicht von der deutschen Mehrheit abweichenden Gruppe angehören und vielleicht auch schon selbst Erfahrung mit Ausgrenzung gemacht haben. Das ist für die Diskussion sehr fruchtbar, da so auch den deutschen Schülern vermittelt wird, dass gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Deutschland für viele Alltag ist. Es können aber auch umgekehrt die „ausländischen“ Schüler vom Rest der Klasse in diese Position gedrängt werden. In einer Klasse verwiesen die Schüler auf die Frage, ob es heute in Deutschland noch Rassismus gebe, auf einen Schüler mit schwarzer Hautfarbe, der anscheinend schon einmal drangsaliert worden war. Dem betreffenden Schüler war es aber sichtlich unangenehm, mit diesem Ereignis konfrontiert zu werden. Auf jeden Fall sollte daher vermieden werden, die Schüler mit bestimmtem Profil in eine Opferrolle zu drängen, in der sie sich selbst gar nicht verorten würden.

Ein weiterer Problemkomplex, auf den ich während der Führungen gestoßen bin, ist der des **Antisemitismus von muslimischer Seite**. Beim Thema Davidstern verweise ich immer auch auf die israelische Flagge. Ein Schüler reagierte darauf, für mich völlig überraschend, mit „Die hab ich schon verbrannt! Ich hass Israel!“ Seine muslimischen Klassenkameraden –und auch einige nicht-muslimische– pflichteten ihm bei, das es unerträglich sei, was „die Israelis mit den Palästinensern da machen“. Das Thema war hochgradig emotional besetzt, und es wurde schnell klar, dass die betreffenden Schüler zwischen „Israelis“ und „Juden“ nicht sehr stark unterschieden. Das war wohl ein extremer Einzelfall, die aktuelle Forschung zu diesem Thema sagt aber, dass derartige Ressentiments recht weit verbreitet sind. Eine Studie von Barbara Schäuble und Albert Scherr aus dem Jahr 2012 arbeitet heraus, dass Antisemitismus bei Jugendlichen mit muslimischem Migrationshintergrund dann zum Problem wird, wenn sie sich politisch als Muslime deklarieren und von einem grundsätzlichen weltpolitischen Konflikt dem „Westen“ und der „muslimischen Welt“ ausgehen, innerhalb dessen sie sich auf der Benachteiligten, unterdrückten Seite verorten. Der Nahost-Konflikt dient als Paradebeispiel für diese als ungerecht empfundene Situation. Antisemitismus in Deutschland ist natürlich kein muslimisches Phänomen. Zahlen des Innenministeriums aus dem Jahr 2011 legen nahe, dass 15-20 Prozent der Deutschen antisemitisch eingestellt sind. Es handelt sich aber um ganz unterschiedliche Erscheinungsformen und unterschiedliche Motivationen, sie folglich auch jeweils andere pädagogische Herangehensweisen erfordern.

Ich behandle jetzt die möglichen **Lösungsansätze** in umgekehrter Reihenfolge, beginne also mit dem muslimischen Antisemitismus. Meiner Meinung nach handelt es sich dabei um ein Problem, dem sich die Gedenkstättenpädagogik stärker als bisher annehmen sollte. Es wäre grob fahrlässig zu behaupten, dass das die Gedenkstätten nichts angehe. Natürlich kann man schwerlich die politischen Diskurse in den Familien und den Peer groups der Jugendlichen beeinflussen, aber wenn man eine Differenzierung zwischen Israel als Staat und dem Judentum als Religion herstellen kann, ist schon viel erreicht. Gerade die Synagogengedenkstätten sind ein geeigneter Ort, um sich vorsichtig dieser Religion anzunähern und Vorurteile abzubauen. Das bedeutet konkret, dass andere Zielgruppen erschlossen

werden müssen. Die Gedenkstättenarbeit konzentriert sich noch immer stark auf die gymnasiale Oberstufe. Ich frage mich, ob wir Haupt- und Realschulen nicht genauso ansprechen, wenn nicht sogar in den Mittelpunkt rücken sollten. Wenn Gedenkstätten Handeln ändern sollen, dann bietet sich dort auf jeden Fall viel Potenzial. In Hechingen kooperieren wir mit einer Gesamtschule, immer wieder kommen also auch Berufsschulklassen. Einen sinnvollen didaktischen Zugang zu finden, ist nicht immer leicht, aber meiner Meinung nach dringend notwendig.

Was den **Geschichts-Overkill** betrifft, so könnte eine Antwort darauf lauten: Intensive Beschäftigung mit dem Thema in Form von interaktiven Modellen. Mit besagter Gesamtschule läuft zurzeit ein **Projekt** in Zusammenarbeit mit der Synagoge. Klassen unterschiedlicher Schulformen nehmen daran Teil. Es gibt einen Themenschwerpunkt, die Zeit des Nationalsozialismus in Hechingen, und es gibt ein Ziel, nämlich eine Veranstaltung in der Synagoge am 11.9., an dem jede Klasse ein Ergebnis präsentieren soll. Innerhalb dieses Rahmens ist es den Schülern relativ frei gestellt, womit sie sich beschäftigen wollen und welche Präsentationsform sie wählen. So soll den Schülern die Möglichkeit gegeben werden, ihrem Interesse nachzugehen und sich kreativ zu verwirklichen, sodass erst gar keine Abwehrhaltung entstehen kann. Es ist zum Beispiel schon ein Mahnmal in Arbeit, dass das Andenken der jüdischen Opfer aus Hechingen ehren soll, und eine Oberstufenklasse will Szenen aus dem Leben jüdischer Hechinger in Form eines kleinen Theaterstückes auf die Bühne bringen. Zu Beginn ist eine Führung durch die Synagoge obligatorisch, sodass alle die nötigen Basics haben, und im Laufe der Projektarbeit erhält jeder nach Bedarf Hilfe und Unterstützung. Die Hoffnung ist – ob es klappt, wird sich zeigen – dass die Schüler so zu einem frei gewählten Schwerpunkt ihr Wissen vertiefen können, dabei auch einen Überblick über die ganze Thematik erhalten und im Idealfall das einmal geweckte Interesse auch nach Ablauf des Projektes weiter verfolgen.

Zu guter Letzt ein Kommentar zu der Distanz. Wie in vielen Gedenkstätten, so stammt auch die **Ausstellung** über die Geschichte der Juden in Hechingen aus den 80er Jahren und bedient sich der Ästhetik dieser Zeit. Sie hätte inzwischen mal ein neues Gewandt verdient, auch sind wissenschaftliche Erkenntnisse hinzugekommen, die eingespeist werden könnten. Außerdem birgt eine Neugestaltung die Möglichkeit, die ästhetischen Bedürfnisse der jungen Generation zu treffen. Zu Beginn meiner Arbeit habe ich eine Analyse der Ausstellung erarbeitet, die Stärken und Verbesserungsbedarf auflistet. Die Ausstellung ist sehr textlastig und enthält nur wenige farbige Abbildungen. Viele Möglichkeiten zur Visualisierung sind ungenutzt, zum Beispiel eine Karte jüdisch konnotierter Orte in Hechingen, statistisches Material zur Größe der Gemeinde oder eine Rekonstruktion der ursprünglichen Einrichtung der Synagoge. Außerdem sind Bild und Text die einzigen Medien, die genutzt werden. Durch den Einsatz von Filmmaterial und Tonaufnahmen, beispielsweise von Zeitzeugen, könnte man einen weiteren, anschaulichen Zugang zur Vergangenheit schaffen. Außerdem hält eine multimediale Gestaltung die Aufmerksamkeit für die Inhalte länger aufrecht. Hier gibt es die Möglichkeit, ästhetische und kognitive neue Zugänge zur Vergangenheit zu

erschließen. Und es können auch Synergieeffekte entstehen: Die Details der jüdischen Religion werden in der aktuellen Ausstellung kaum behandelt. Im Rahmen des oben vorgestellten Schulprojektes möchte sich nun eine Realschulklassse intensiver mit jüdischen Feiertagen beschäftigen und dies in einer kleinen Ausstellung präsentieren – mit ihren eigenen Worten und Bildern.

Ziel dieses Vortrags war ja unter anderem, **Gedenkstätten als Arbeitsfeld** vorzustellen. Zum Abschluss also noch ein paar Worte darüber, warum gerade Kulturwissenschaftler für die Arbeit an Synagogengedenkstätten gut geeignet sind. Zunächst einmal ist das Thema, das vor allem die kleineren und die Synagogengedenkstätten darzustellen versuchen, ein kulturwissenschaftliches: Es geht nicht so sehr um große Politik, um Gesetzgebung oder militärische Strategie, sondern um eine **Kulturgeschichte des Alltags** vor Ort. Wie wirkte die „große Geschichte“ ins tägliche Leben der Menschen hinein, welche Hoffnungen, Sorgen und Ängste gab es? Wie versuchten sie, ihr Leben zu meistern? „Microhistoire“ ist seit jeher ein Fachbereich der Kulturwissenschaft. Aber nicht nur der Inhalt, auch die Vermittlung erfordert kulturwissenschaftliches Feingefühl: Die **vielfältige Zusammensetzung** der Gruppen, die an einer Führung teilnehmen, sei sie religiös, ethnisch oder sozial, muss erkannt und vorsichtig behandelt werden. Die Besucher haben, je nach Religionszugehörigkeit, Alter und Bildungsstand eine ganz unterschiedliche Perspektive auf die Thematik, und unterschiedliche Themen können als heikel wahrgenommen werden. Wenn man den Aufbau einer Synagoge mit dem einer Kirche vergleicht, muss man auch eine Moschee zum Vergleich heranziehen. Andernfalls wird das lautstark reklamiert. Hier gilt es, sensibel auf die Bedürfnisse jedes Einzelnen einzugehen und niemanden zu vernachlässigen.

Schlussendlich weiß man als Kulturwissenschaftler, dass **Erinnerung etwas Konstruiertes** ist. Es gibt kein detailgetreues Abbild der Geschichte; alles ist immer schon selektiert und gedeutet, und zwar oft mit einer gewissen Intention, die der jeweilige Träger des kollektiven Gedächtnisses vorgibt. Wenn einem das bewusst ist, kann man die Kontingenz der Erinnerung an historische Ereignisse leichter ertragen und wird es sogar ratsam finden, dass jede Generation ihren eigenen Zugang und ihre eigene Deutung des Nationalsozialismus und des Holocaust gewinnen muss. Im oben erwähnten Sammelband über die „Schwierigen Orte“ weist Ulbricht ausdrücklich darauf hin: „Gedächtnislandschaften wandeln sich und werden von verschiedenen Generationen zu gleicher Zeit unterschiedlich angeeignet und gedeutet“. Das wichtige ist, dass die junge Generation diesem eigenen Zugang auch tatsächlich findet. Dazu anzuleiten, ist die eigentliche Aufgabe jeder Gedenkstättenarbeit.

Literatur:

Assmann, Aleida: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention. München 2013.

Barlog-Scholz, Renata: Historisches Wissen über die nationalsozialistischen Konzentrationslager bei deutschen Jugendlichen. Empirische Grundlagen einer Gedenkstättenpädagogik. Frankfurt a.M. 1994.

Bräuß, Katharina: Mit Rechten am rechten Ort? Reflexionen und Ergebnisse zur pädagogischen Arbeit mit rechtsextremen Jugendlichen in Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus. Oldenburg 2010.

Kaschuba, Wolfgang: Gedächtnislandschaften und Generationen. In: Petra Frank/Stefan Hördler (Hg.): Der Nationalsozialismus im Spiegel des öffentlichen Gedächtnisses. Formen der Aufarbeitung und des Gedenkens. Berlin 2005, S. 183-196.

Mommsen, Hans: Zur Behandlung des Nationalsozialismus im historischen Zusammenhang. In: Der Nationalsozialismus als didaktisches Problem. Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 156, Bonn 1980, S. 65-76.

Pampel, Bert: „Mit eigenen Augen sehen, wozu der Mensch fähig ist“. Zur Wirkung von Gedenkstätten auf ihre Besucher. Frankfurt a.M. 2007.

Schäuble, Barbara/Albrecht Scherr: „Ich habe nichts gegen Juden, aber...“ Ausgangsbedingungen und Perspektiven gesellschaftspolitischer Bildungsarbeit gegen Antisemitismus. http://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/ich_habe_nichts_2.pdf, entnommen am 30.6., 11:42.

Ulbricht, Justus H.: Schwierige Orte. Halle (Saale) 2011.